

Aus der dunkeln Geschäftswelt Londons.

Nach den Memoiren des englischen Detektivs Sherlock Holmes. Von M. E. Schade.

Das linke Thema - Ufer entlang, stromabwärts von der großen Brücke Londons, zieht sich eine Straße, die eine der überlebendigen der Hauptstadt ist. Man nennt sie Swandam Lane. Die Ufer gehen auf den Fluß hinaus, und unter den zahlreich vertretene Knippen trifft man einige ausschließlich für Opiumraucher reservierte Stuben oder vielmehr Höhlen, zu denen man auf einer schmalen, unter das Haus führenden Treppe herab steigt.

Der Arzt Watson hatte sich eines Abends in einem dieser Schlupfwinkel begeben, um den Versuch zu machen, einen seiner Klienten der verhängnisvollen Leidenschaft zu entreißen. In der Dunkelheit des Saales unterschied man nur undeutlich die Umrisse der Raucher, die in allen möglichen Stellungen längs der Mauer saßen oder lagen, schlafend, laut träumend, total betrunken dort liegend oder noch den Rauch ihrer Pfeife einziehend. Ganz in der Nähe des Feuers saß ein alter, magerer, hochgewachsener Mann mit durchsichtigem Gesicht auf einem Schemel, den Kopf in die Hand gestützt, und den Blick auf den Herd richtend. Es war der berühmte Detektiv Sherlock Holmes. Aber Niemand ahnte seine Anwesenheit. Als Watson nahe an ihm vorbei ging, gab sich der Detektiv seinem Freunde zu erkennen und bat ihn mit leiser Stimme, ihn draußen zu erwarten. Als er ihn eingeholt hatte, hatte er seine Furchen verloren und sein jugendliches Aussehen wieder angenommen.

„Sie glauben vielleicht,“ sagte er zu Watson, „daß in der Sammlung meiner Fehler sich auch der des Opiumrauchens findet! Sie täuschen sich. Ich bin mit einer sehr interessanten Untersuchung beschäftigt und hoffe eine Lösung zu finden in der Schaar jener bedauernswürdigen Leute. Hätte mich der Bursche, der jenes Lokal hält, erkannt, so würde ich meine Haut theuer haben verkaufen müssen; ich habe schon mit ihm zu thun gehabt, und er hat mir Rache geschworen. In diesem Hause befindet sich eine Fallgrube, die eigenthümliche Geschichten erzählen könnte. Die Kneipe ist eine der schlimmsten am Ufer der Themse, und ich befürchte, daß mein Klient, Neville Saint Clair, sie nur betreten hat, um sie nicht mehr zu verlassen.“

Ein eleganter Dogcart wartete an der Ecke der Straße. Watson ließ sich leicht überreden, ihn mit Sherlock Holmes, der Frau Saint-Clair Bericht erstatten wollte, zu besteigen. Diese wohnte außerhalb der Stadt eine reizende Villa „Die Gebern“, und der Detektiv hatte auf einige Tage bei ihr seine Wohnung aufgeschlagen. Auf dem Wege dorthin unterrichtete er den Doktor über den Stand der Angelegenheit.

Im Mai 1884 hatte sich ein Gentleman, Namens Neville Saint-Clair, der sehr reich zu sein schien, in dem Dorfe Lee, drei Meilen von der Hauptstadt, niedergelassen. Er hatte die Villa „Die Gebern“ erbaut und sich Beziehungen in der Nachbarschaft geschaffen. Im Jahre 1887 heirathete er die Tochter eines Brauers, die ihm zwei reizende Kinder bescherte. Er hatte kein bestimmtes Geschäft, war aber bei mehreren industriellen Unternehmungen theilhaftig, ging jeden Morgen in die Stadt und kehrte mit dem 5 Uhr-Zug nach Hause zurück. Bis 35 bis 40 Jahre alt, ein ausgezeichnetes Gatte, ein liebender Vater, war er in dem Bezirk sehr beliebt. „Ich muß hinzufügen“, sagte der Detektiv, „daß, soviel ich habe feststellen können, er keine Schulden hatte und der Kredit bei seinen Bankiers ziemlich hoch war. Am letzten Sonntag ging er nach der City ein wenig später als gewöhnlich, da er, wie er sagte, zwei wichtige Geschäfte abzuwickeln habe; seinem kleinen Sohn versprach er, einen Kaufmann mitzubringen. Zufällig mußte Frau Saint-Clair sich am Nachmittag in die Stadt begeben, um ein Gepäckstück bei der Zollbehörde zu reklamieren. Als sie auf dem Rückwege durch Swandam Lane kam, hörte sie plötzlich einen Schrei, der sie zittern machte; sie erhob den Kopf und bemerkte ihren Gatten an einem Fenster in der zweiten Etage desselben Hauses, wo ich Sie heute Abend getroffen habe. Das Fenster stand offen, und sie sah deutlich sein Gesicht, das ihr sehr verängstigt erschien; er agitierte mit den Händen und verschwand plötzlich, als ob er von einer unvorstellbaren Gewalt zurückgerissen würde. Sie hatte auch bemerkt, daß er ohne Kravatte und Kragen war. Ueberzeugt, daß ihm ein Unglück zugefallen sei, stürzte sie in das Haus und begegnete dem Kneipwirth der Opiumhöhle, der sie heftig zurückstieß; in ihrer Angst lief sie zum nächsten Posten und kam mit einem Inspektor und zwei Agenten zurück. Man drang in das Zimmer ein, wo Mr. Saint-Clair gesehen worden war. Er befand sich dort nicht; Niemand war in dieser Etage zu sehen, mit Ausnahme eines schwächlichen Bettlers, von häßlichem Aussehen, der scheinbar dort wohnte. Er versicherte, daß am ganzen Tag Niemand gekommen war, und der Kneipwirth be-

tigte diese Aussage. Der Polizei-Inspektor glaubte, daß Frau Saint-Clair sich getäuscht habe, als diese plötzlich mit einem Schrei auf ein Kästchen auf dem Tische wies, es öffnete und mit den Nerven angefüllt fand, deren sich Kinder zum Spielen bedienen. Es war das Spielzeug, das von Saint Clair seinem Söhnchen versprochen war. Diese Entdeckung und die Verwirrung des Bettlers bewogen den Inspektor zu einer Untersuchung des Zimmers. Allen Anschein nach war ein Verbrechen begangen worden. An dem Fenster einer Stube, die auf den Fluß hinaus ging, bemerkte man Blutspuren, hinter einem Vorhang fand man die Kleidungsstücke Saint Clairs. Aber wo befand dieser sich? Wer war der Mörder? Der Wirth kam nicht in Betracht, höchstens als Komplize; er versicherte übrigens, nichts von dem Thun und Treiben seines Miethers, Hugh Boone, zu wissen. Dieser war ein gemäßigter, in der City genau bekannter Bettler. Man traf ihn jeden Tag, an der Ecke einer Straße, auf dem Trottoir sitzend, ein Kästchen mit Streichhölzern an der Brust, erkennlich an einem gelben, zerzausten Haar und einer tiefen Narbe, die über das ganze Gesicht ging und in der Oberlippe endigte. Er war übrigens ziemlich populär, da er stets heiter war, und mußte ein schönes Stück Geld verdienen. Obwohl er hintereinander mit Gebrechen behaftet erschien, mußte er doch bedeutende Kräfte haben, so daß es wohl der Urheber des Verbrechens sein konnte. Man nahm ihn fest und durchsuchte ihn, ohne etwas Kompromittirendes zu finden. Blutspuren an seinen Hemdsärmeln verstärkten aber den Verdacht. Er zeigte zwar noch eine frische Wunde am Finger, von der auch die Blutspuren am Fenster herührten sollten. Energisch leugnete er, jemals Saint Clair gesehen zu haben, und behauptete, daß Frau Saint Clair wohl geträumt habe. Dennoch setzte man ihn hinter Schloß und Riegel.“

Während dieser Auseinandersetzungen hatte der Wagen die Villa in Lee erreicht, bald hielt er vor dem eleganten Hause, wo Frau Saint Clair ihm mit Ungeduld erwartete. Nachdem der Detektiv der Frau die Wahrscheinlichkeit eines Mordes nochmals nahegelegt hatte, zog sie ein kleines Billet hervor. Auf einem Blatt aus einem Notizbuch waren einige Zeilen mit Bleistift geschrieben, die Adresse war mit Tinte und von einer anderen Hand geschrieben, aber Frau Saint Clair versicherte, daß das Billet von ihrem Manne herrühre. Es enthielt folgende Zeilen: „Liebe Frau, erschrecke nicht, es ist ein großer Irrthum vorgekommen und ich brauche Zeit, diesen zu berichtigen. Warte geduldig! Dein Neville.“

Das Geheimniß schien undurchdringlich; aber diese Zeilen gaben Sherlock Holmes einen Fingerzeig. Er ging in das für ihn fertiggestellte Zimmer, veranlaßte den Doktor, ins Bett zu gehen und setzte sich selbst auf einen Sessel; wie er in solchen Fällen zu thun pflegte, wollte er den Rest der Nacht hindurch rauchen und die Frage nach allen Gesichtspunkten studieren. Als Watson gegen 4 Uhr Morgens erwachte, drang die Sonne bereits in das Zimmer. Holmes sah noch auf demselben Fried, die Pfeife im Munde und taum wegen des dichten Rauches sichtbar. Strahlenden Blickes erhob er sich und sagte zu dem Doktor: „Wollen Sie mich zu einem Morgen Spaziergang begleiten? Ich glaube, daß ich den Schlüssel zur Lösung dieser Geschichte in der Hand habe.“

„Wo ist er?“ fragte Watson lächelnd. „In dem Abzimmer... Ich scherze nicht, wir werden bald sehen, ob er paßt.“ Eine Stunde später kamen die beiden Freunde an dem Gefängniß Bow Street an. Holmes verlangte nach dem Direktor.

„Bradstreet,“ sagte er zu ihm, „Sie haben doch noch den Bettler Boone, der an dem Verschwinden des Herrn Neville theilhaftig sein soll, in Haft?“ „Gewiß, er ist da, dort in einer der Zellen.“

„Ist er ruhig?“ „O, er macht gar keine Merks, aber er ist ein schmutziger Kerl.“

„Schmutzig?“ „Ja, alles, was ich bei ihm erreichen konnte, ist, daß er seine Hände wäscht, er hat ein so schmutziges Gesicht, wie ein Kohlenträger, aber ich werde ihm nächstens ein ordentliches Bad geben lassen.“

„Kann ich ihn sehen?“ „Aber gewiß! Kommen Sie.“ Vor der Zellenthür angekommen, öffnete der Direktor das Guckloch und sah hinein: „Er schläft, Sie können ihn sehen.“ In der That schlief der Gefangene sehr friedlich.

„Schön ist er nicht,“ bemerkte der Direktor. „Allerdings, er hat den Schwamm sehr nötig, und ich habe daran gedacht, daß dies der Fall sei, und deshalb habe ich alles Nöthige mitgebracht. Mit diesen Worten öffnete er eine Tasche und nahm einen großen Badeschwamm heraus. „Wenn Sie jetzt leise die Thür öffnen wollen, so ist die Geschichte in einer Minute zu Ende.“ Der Direktor öffnete die Thür, der Schläfer drehte sich auf die andere Seite und schlief wieder ein. Holmes tauchte seinen Schwamm in das Wasschbeden und strich mit ihm zweimal energisch über das Gesicht des Gefangenen.

„Gestatten Sie mir,“ rief er dann, „Ihren Herrn Neville Saint-Clair aus Lee in der Grafschaft Kent vorzustellen!“

Welcher Theatercoup!... Das Gesicht jenes Mannes bot einen sonderbaren Anblick dar. Auf der einen Seite die schwarze Farbe der Haut, auf der anderen die furchtbare Narbe; die rotthe Perücke war herabgefallen und auf dem Bette saß ein Gentleman von gebildetem Aussehen, mit schwarzen Haaren, der sich die Augen rieb und, noch halb im Schlafe, verwundert umherblickte. Dann wandte er sich mit der Miene eines verzweifeltsten Mannes, der sich in sein Loos ergibt, an den Direktor und sagte: „Nun, wenn ich Herr Neville Saint-Clair bin, dann ist auch kein Verbrechen begangen worden!“

„Ein Verbrechen nicht, aber eine sehr große Täuschung; Sie hätten besser daran gethan, sich Ihrer Frau zu entbeden!“

„Nicht wegen meiner Frau habe ich mich geschämt,“ seufzte der Gefangene, „sondern wegen meiner Kinder. Gott siehe mir bei! Ich wollte nicht, daß sie sich ihres Vaters wegen schämen müßten. Was soll ich thun?“

Sherlock Holmes setzte sich zu ihm auf das Bett und machte ihm begreiflich, daß man ihn freilassen würde, wenn er den ganzen Hergang ohne jede Verheimlichung erzählen würde; Niemand sollte etwas erfahren. Saint-Clair erzählte nun folgendes: „Als Sohn eines Lehrers hatte er eine gute Erziehung genossen. Nach Beendigung seiner Studien war er gereist und dann in eine Schauspielertruppe gerathen, um hierauf Reporter zu werden. Eines Tages bat ihn der Direktor seiner Zeitung, eine Serie von Artikeln über die Betteln in London zu schreiben. Er habe sich als Bettler verkleidet in einer der frequentesten Straßen Londons posirt. Am ersten Tage nahm er 26 Schilling, 4 Pence ein. In zehn Tagen belief sich seine Einnahme auf 25 Pfund Sterling. Da ihm sein Metier als Reporter nur 2 in der Woche brachte, so trat die Verführung an ihn heran und er erlag ihr. Nachdem er seinen Artikel über die Betteln geschrieben hatte, nahm er seine Verkleidung wieder an und ging auf seinen Posten an der Ecke einer Straße. Da sein jährlicher Verdienst 7-800 Pfund betrug und seine persönlichen Ausgaben unbedeutend waren, so hatte er in wenigen Jahren soviel erparnt, daß er sich eine Villa bauen konnte. Er verheirathete sich und beging den Fehler, seinen traurigen Beruf fortzusetzen. Seine Frau, die ihn jeden Tag zur City gehen sah, hatte keine Ahnung von seinem Treiben, und er hatte es niemals gewagt, ihr davon zu erzählen. An dem Tag, an dem sie ihn an dem Fenster in Swandam Lane bemerkte, war er soeben in das Zimmer zurückgekehrt, das ihm als Abtheilungsquartier zum Wechseln der Kleider diente. Als er sie den Kopf erheben sah, war er in der höchsten Bestürzung zurückgesprungen und hatte schleunigst seine Verkleidung wieder angelegt. Er war gerade im Begriffe, seine nobelen Kleidungsstücke verschwinden zu lassen, als der Inspektor und seine Frau in das Zimmer traten.“

Der Rest ist bekannt; der Gefängnißdirektor versprach, über dieses Abenteuer zu schweigen, unter der Bedingung, daß Saint Clair nicht fortzuziehen würde, sich Einnahmen auf Kosten der öffentlichen Wohlfahrt zu verschaffen. Neville Saint Clair hat Wort gehalten.

Alte Gloden. Vielfach herrscht die Meinung, daß der herrliche Klang mancher alten Gloden durch eine starke Reibung von Silber zu dem Glodenmetall erzielt worden sei, und vielfach berichten in der That alte Urkunden von Stiftungen an Silber, das zum Guß bei der Herstellung der Gloden verwendet werden sollte. Bis jetzt hat sich jedoch nur in sehr seltenen Fällen in den Gloden Silber nachweisen lassen, und jedenfalls steht so viel fest, daß solches, wenn es vorhanden ist, auf den Klang selbst keinen nachweisbaren Einfluß ausübt. Um zu erforschen, welche Metallmischung besonders wohlklingenden Gloden zugrunde liegt, haben Prof. C. Rosking und Dr. Mattegau, beide in W. Althausen im Elsaß, zwei wegen ihres schönen Klanges berühmte Kirchengloden aus dem Elsaß, die zu Zeiten, als diese Gebietsheile noch deutsch waren, von deutschen Glodengießern geoffen worden waren, auf ihre chemische Zusammensetzung untersucht. Es waren dies die Gloden der Kirchen von Sulzmat und Zellenberg im Elsaß. Die erstere stammt aus dem Jahre 1370, die letztere aus dem Jahre 1410. Es zeigte sich, daß die Bronze, aus der sie hergestellt sind, ziemlich zusammengesetzt ist. Sie besteht bei der Glode von Zellenberg aus 18,7 Theilen Zinn und 81,3 Theilen Kupfer, bei der von Sulzmat aus 21,1 Theilen Zinn und 78,9 Theilen Kupfer. Das Vorhandensein irgend welcher anderer Metalle, besonders Silber, konnte nicht nachgewiesen werden.

Verleumdung ist ein Gift, das in kleiner Dosis am stärksten wirkt. Wehe einer Jugend, die keine Ideale hat und glaubt, die nicht das Bedürfnis hat, sich zu ihnen zu erheben! Wer den Muth hat, mit dem Schicksal zu ringen, der ist ein abhorrerter König unter den Menschen.

Mr. Jones' Uhr. Humoreske von F. Helm.

Vor Kurzem besuchte der alte Joshua Jones aus Oklahoma Chicago, und da es sehr heiß war, wurde er natürlich sehr durstig. Er ließ sich bald hier, bald da ein Getränk geben, und so kam er denn zuletzt in eine Schänke, wo eine Menge Menschen um eine Uhr versammelt war, die auf einem vieredigen Tisch stand. Als Jones seinen Schnaps getrunken hatte, erkundigte er sich nach dem Grunde ihrer eifrigen Unterhaltung und erfuhr, daß die Uhr verlost werden sollte.

„Wollen Sie ein Loos haben?“ fragte der Kellner. „Nein sind schon verkauft und jetzt fehlt noch eins.“ Es kostete nur einen halben Dollar. Der alte Jones kaufte sich das Loos und die Ziehung wurde sofort vorgenommen. Das Glück war ihm günstig. Er gewann die Uhr und reiste überglücklich damit nach Hause.

Er erzählte seiner Frau Jenny, wie er zu der Uhr gekommen sei. Es wurde spät, aber Mrs. Jones bestand darauf, daß die Uhr gleich in ihrer guten Stube aufgehängt werden sollte. Es geschah auch und das Uhrwerk wurde ausgezogen. Darauf gingen die beiden Alten zur Ruhe.

Wie es dort gebräuchlich war, verschloffen sie nur die Hausthür, während alle übrigen Thüren offen blieben. Jones und seine Frau konnten also fortwährend das Tiktak der Uhr hören. „Es ist so gemüthlich,“ meinte Jones entzückt. „Ja,“ antwortete seine Frau, „es klingt beinahe wie ein Spielzeug.“ Das Ehepaar hatte noch keine fünf Minuten im Bett gelegen, als es Jemand im Hause „Kudud“ rufen hörte.

„Was zum Teufel ist das?“ fragte der alte Jones. „Ja, was in aller Welt kann das sein?“ fragte seine Frau. „Ich hörte ganz deutlich Jemand „Kudud“ rufen.“

„Ich hörte es auch!“ sagte seine bessere Hälfte. Jones meinte, die Sache müsse untersucht werden. Er stand also auf und durchsuchte das ganze Haus, aber vergeblich. „Man hört ja Nachts so manche sonderbaren Töne,“ schlöß Jones, indem er den Kopf auf das Kissen legte, um zu schlafen.

Vor der aber der Schlaf Nacht über seine erregten Sinne erlangt hatte, hörte er wieder deutlich „Kudud“ rufen und zwar einmal über das andere. Es war Mittwoch. „Hörst Du es, Jenny? Bist Du bange?“ fragte Jones, der selbst vor Angst zitterte. „Nein, ich bin gar nicht bange,“ antwortete die alte Frau, „aber ich habe gehört, daß in der Zeit zwischen zwölf und ein Uhr Nachts Zauberer, Hexen und Gespenster ihr Wesen treiben, und ich meine, es muß jetzt so gegen zwölf sein.“

Das schlug dem Fatz den Boden aus. Jones steckte den Kopf unter das Oberbett und troch so weit unter, daß seine Beine über die Bettkante hingen. In diesem Augenblick kam die Kneipe der Treppe herauf. Wie immer auf der Suche nach einem Spielzeug, sah sie Jones' Beine und fuhr darauf los. „Mörder!“ schrie Jones, verzweifelt das Oberbett festhaltend. Während der nächsten zehn Minuten wagten sie kaum zu athmen. Zuletzt rief die Frau: „Jones! Jones!“

„Hall's Maul!“ brummte er. „Glaubst Du, das Gespenster im Hause umgeben?“ „Natürlich glaube ich es,“ antwortete Jones. „Mich hat ja eins an die Beine gefaßt.“

„Ist es wirklich wahr?“ fragte Mrs. Jones entsetzt. „Ja, so wahr ich hier liege!“ Die alte Frau zog das Oberbett über den Kopf und Jones that dasselbe. Es war eine Zeit lang still. Mrs. Jones wagte endlich den Kopf wieder herauszustrecken. „Jones, ich wollte, es wäre erst Tag,“ sagte sie. „Das möchte ich auch,“ antwortete Jones, den Kopf ebenfalls etwas herausstreckend. „Ich freue mich aber doch, daß Du alles ebenso gut gehst hast wie ich, sonst hättest Du vielleicht geglaubt, ich hätte geträumt.“

„Es war kein Traum, Jones, wir haben ja beide nicht geschlafen.“ Sie lagen nun beide und lauschten und es war so still, daß sie das Tiktak der Uhr deutlicher denn zuvor hören konnten. „Kudud!“ ertönte es wieder. „Hörst Du, da ist es wieder!“ rief die alte Frau. „Es ist ganz sicher, daß da unten Jemand ist. Geh doch einmal hinab und sieh zu.“ Jones stieg wieder aus dem Bett und troch auf allen Vieren auf dem Fußboden herum, um das Licht zu suchen, welches ihm vorher vom Leuchter gefallen war. Nun hatte die alte Frau ihr Zeug über einen Stuhl in der Nähe der Treppenthür gehängt und als Jones, nach dem Lichte suchend, an der Erde herumtroch, berührte er zufällig ihre Wade, so daß ihm die ganze Geschichte auf den Kopf fiel. Jetzt sprang er mit einer solchen Kraft und Geschwin-

digkeit in's Bett, daß er seine Frau auf der anderen Seite herausstieß. „Mörder! Diebe!“ schrie die entsetzte Mrs. Jones. Dann lief sie an's Fenster und rief aus vollem Halse: „Hilfe! Hilfe!“

Zufälligerweise befand sich der einzige Polizist des Ortes in der Nähe. Er stürzte sofort in's Haus. „Was ist los?“ fragte er. „Sehen Sie nichts?“ flüsterte die Frau. „Keine Nasenspiegel!“ antwortete der Polizist, indem er seine Blendlaterne öffnete. „Entweder sind hier Diebe oder Gespenster im Hause,“ sagte Jones. Sie nahmen nun gemeinschaftlich eine gründliche Untersuchung des ganzen Hauses vor und leuchteten auch unter das Bett.

„Sie müssen sich getrennt haben,“ sagte der Polizist. „Hier ist nichts und ich kann meine Zeit nicht länger verträdeln. In diesem Augenblick ertönte wieder ein „Kudud“. Der Polizist slog in zwei Sprüngen die Treppe hinab und Jones und seine Frau schlichen ihm nach. Jetzt wurde jeder Winkel untersucht, aber wieder ohne Resultat. Jones und seine Frau gingen still und sorgenvoll in ihre Schlafkammer zurück und schliefen bald ein.

Ein paar Minuten vor drei schlug Jones die Augen auf und als er merkte, daß er geschlafen hatte, sprang an der Uhr eine kleine Thür auf, ein Vogel hüpfte heraus, sang dreimal „Kudud“ und spazierte dann wieder in die Uhr zurück. In grenzenlosem Erstaunen starrte Jones die Uhr an, als er das erste „Kudud“ hörte. Bei dem zweiten Rufe trat er mit angehaltenem Athem näher und bei dem dritten „Kudud“ betrachtete er mit der größten Verwunderung die Uhr.

„Jenny! Jenny! Ich habe das Gespenst gefunden!“ „Was ist es?“ rief sie. „Es ist ein Vogel, der in die Uhr gerathen ist.“ Jones versuchte die kleine Thür zu öffnen, die den Vogel verbar, aber es gelang ihm nicht. Sie bemühten sich jetzt beide, den Vogel herauszubekommen. Während ihrer fruchtlosen Bemühungen war die Uhr aber halb vier geworden und nun sprang der kleine morgenfrische Sängerkönig selbst mit ausgebreiteten Flügeln heraus, um die halbe Stunde zu verkünden. Jones versuchte ihn zu fangen, aber der Kudud war ihm zu schnell.

„Das ist ein alter Schelm,“ meinte Jones, „aber seine Scheuheit verliert sich am Ende, wenn er erst ein paar Tage hier ist.“ „Schlage ihn todt, damit wir ihn los sind,“ sagte Mrs. Jones. Herr Jones aber hatte ein mitleidiges Herz. Später am Tage war er eifrig damit beschäftigt, kleine Räfte anzufertigen, aus denen der Kudud fressen und trinken sollte.

Schwarze Störche. Seit mehreren Jahren sind in der Umgebung von Wolgast sechs Korpe von schwarzen Störchen bekannt. Vor Kurzem sind die schwarzen Störche (Ciconia nigra) zurückgekehrt und haben sich in ihrer alten Behausung wieder eingerichtet. Beide Arten, der weiße und der schwarze Storch, kommen im Frühling stets zu gleicher Zeit dort an; aber während der weiße Storch die Gegend schon im August verläßt, bleibt der schwarze bis zum Oktober da.

Scherzfrage. Wo giebt es das meiste und billigste Radium? Antwort: In den Münchener Bräuhäusern, da ruft alle Augenblicke jemand: „Radi um a Fünftel!“

In der Anstrichstunde. Leutnant: „Was thun Sie, wenn eine feindliche Bombe vor Ihnen niederfällt und freiprallt?“ Retrut: „Ich falle auch nieder und freiprallt!“

Durchschaut. Chef (zum Kommissar, der an eine hübsche Stundin wegen einer Rechnung schreiben soll): „Das nennen Sie einen Mahndbrief?.. Das ist ja nichts weiter als ein großer Liebesbrief!“

Photographien auf Fingernägeln.

Von all' den Modetheorien, die die Londoner Schönen von ihren amerikanischen Wägen übernommen haben, ist die letzte wohl die lächerlichste. Sie besteht darin, daß man sich Photographien auf die Fingernägel topiren läßt. Vor einiger Zeit brachte die Schauspielerin Mabelle Gilman die Idee auf, Diamanten in den Fingernägeln zu tragen. Die Sache war jedoch im Grunde erfolglos; denn die Nadeln fielen wenige Tage nach dem Einsetzen aus, und die närrische Idee farb eines natürlichen Todes. Darauf erregte eine andere junge Schauspielerin, Miss Stella Beardley, in New York ein beträchtliches Aufsehen dadurch, daß sie Photographien ihrer Liebhaber auf ihren Fingernägeln trug. Die Idee soll sogar nicht ganz neu, sondern schon einmal in Paris aufgetaucht sein; jedenfalls hat Miss Beardley den Ruhm, sie in America eingeführt zu haben. Ueber das Verfahren berichtet die junge Dame selbst: „Es geht ganz so zu wie bei anderen Photographien. Der Photograph vertrocknete die Bildblätter, die ich ihm gab, zur Größe eines Nagels und machte danach Films; als sie fertig waren, ließ er mich die Fingerringe in eine Silberlösung tauchen, bis sie empfindlich wurden, wie gewöhnliches Kopirpapier; dann legte er die Films auf meine Nägel, und ließ mich sie für einige Augenblicke in die Sonne halten, und in kurzer Zeit wurden die Bilder wie gewöhnlich entwickelt. Leider verschwinden die Bilder nachgehenden mit dem Wachsen des Nagels; in drei oder vier Monaten ist alles verschwunden. Man kann aber auch schon früher ein Bild mit einer Lösung abwaschen, wenn man dessen überdrüssig ist.“ In London ist diese Schurle, wie ein bortiges Blatt berichtet, durch die Tochter eines reichen Eisenhämmermanns eingeführt worden. Im vergangenen Sommer machte sie die Bekanntschaft eines bekannten englischen Sportsmannes, der New York wegen des Rennens um den „American Cup“ besuchte. Nach einigen Wochen war die Bekanntschaft so weit geblieben, daß die junge Dame auf dem Nagel des dritten oder vierten Fingers eine zierliche kleine Photographie von ihm trug. Die Hochzeit fand zu Neujahr statt, inzwischen hatte aber ein Vorfall sich ereignet, der als böses Omen betrachtet wurde. Die junge Dame sah sich gezwungen, ihren Verlobten zu verheirathen. So lange wie möglich verschonte sie den einen Nagel mit der Schurle; als er aber bald die anmuthige Kurve annahm, welche die Damen des hiesigen Hofes als ein Zeichen sorgfältiger Pflege betrachten, entschloß sie sich, ihn verkürzen zu lassen. Bei dieser Operation verlor der Bräutigam seinen Kopf. Nach 14 Tagen kehrte das junge Paar nach London zurück, und sofort eilte die junge Frau zu einer Photographen, der ihr das Bild erneuerte. Das schöne Weibchen fand aber natürlich bald Nachahmer.

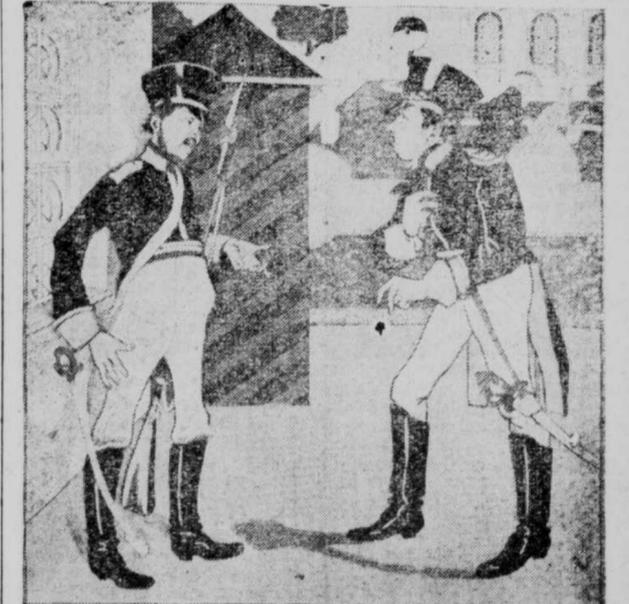
In der Fremde. „Verlangen Sie das Eintrittsgeld für das aufgehobene Wohlthätigkeits-Concert zurück, Herr Müller?“ „Gott bewahre — zahlen mocht' ich noch was!“

Schrecklich. Tante (Mädchen erzählend): „Die alte Königsstochter hatte im Keller einen Schatz vergraben —“ „Was?“ „Gla (erschrocken): „Lebensbitter!““

Sauernlogik. Amtmann: „Warum thun Sie den Gut net ab, wenn S' in's Lokal treten?“ Probenbauer: „Oh, wenn i' laden bin, nacha woll'n S' do' was von mir um net ungetehrt!““

Durchschaut. Chef (zum Kommissar, der an eine hübsche Stundin wegen einer Rechnung schreiben soll): „Das nennen Sie einen Mahndbrief?.. Das ist ja nichts weiter als ein großer Liebesbrief!“

Aus der guten alten Zeit.



Dauptmann (zum Soldaten): „Meier, Du hast ja den Säbel an der rechten Seite.“ Soldat: „Hauptma, wirt' scho' entdindigt, ich bin links!“